



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

quartetts wohl das Beste und Schönste, was wir bieten konnten. Woher aber nun der seltsame Name „Bär“? Die einen meinten, es bedeute eigentlich „Bährsingen,“ weil wir vor der Bahre hergingen, andre wollten es als „Paarsingen“ deuten, weil wir paarweise gingen, noch andre wollten es gar vom lateinischen parentatio (Totenfeier, Totenopfer) ableiten. Eine befriedigende Erklärung konnte keiner geben; auch der Kantor wußte nicht zu helfen, der doch schon jahrzehntelang an der Schule war.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Neues über Elsaß-Lothringen. Obgleich in der letzten Zeit die deutschfeindliche Gesinnung in Frankreich mehr und mehr zu verschwinden scheint und die Revanchegedanken nach dem traurigen Ende des Boulangismus immer weiter zurücktreten, um einer ruhigeren politischen Auffassung Platz zu machen, so giebt es doch noch einen großen Kreis von Chauvinisten, die von einer Versöhnung mit Deutschland und einem endgültigen Verzicht auf Elsaß-Lothringen nichts wissen wollen. Sie hören nicht auf, in Büchern, Flugschriften und Zeitungsartikeln jeden für einen Vaterlandsverräter zu erklären, der sich mit den bestehenden Verhältnissen zufrieden giebt. Diese planmäßige Aufhekung wird mit großer Hartnäckigkeit namentlich von frühern Elsaßern betrieben, die trotz ihrer echt deutschen Namen das Deutschtum gründlich hassen und sich als die eifrigsten Franzosen geben.

Neuerdings ist ein Buch von R. Käppelin erschienen, das den langen Titel führt: *L'Alsace à travers les âges, son unité d'origine et de races avec la France, ses liens avec la Lorraine, ses rapports avec l'Allemagne* (Paris, Fischbacher, 1890). Der Verfasser begnügt sich nicht mehr, wie die andern Heißsporne, mit dem Nachweis, daß das Elsaß unsers Jahrhunderts ein französisches Land geworden sei; er geht in seiner oft romanhaft aufgepuzten Darstellung bis in die vorgegeschichtliche Zeit zurück und sucht dem Leser klar zu machen, daß Elsaß auch in geologischer Beziehung zu Frankreich gehöre, also nicht von ihm getrennt werden dürfe(!). Wenn Deutschland das alles nehmen wollte, was in geologischer Hinsicht zu ihm gehört!

Der Verfasser, der sich übrigens durch eine Reihe naturwissenschaftlicher Schriften bekannt gemacht hat, schildert die Eiszeit, das Auftreten des Mammuths am linken Rheinufer, das Erscheinen des ersten Menschen im Elsaß, die Steinzeit, das Zeitalter der Bronze und des Eisens und findet im Elsaß überall dieselben Erscheinungen wie im übrigen Frankreich. Er durchleuchtet die Zeit der keltischen Eroberungen, der gallo-romanischen Einrichtungen und der gallo-fränkischen Zustände; überall und immer erscheint ihm das Elsaß als ein untrennbarer Bestandteil des übrigen Frankreichs. Karl den Großen nennen die Deutschen nach seiner Ansicht widerrechtlich ihren Kaiser; bezeichnend für die historischen Begriffe des französischen Verfassers ist es, wenn er von den Sachsen sagt: Sie leisteten ihm so lange Widerstand, bis er sie fast vernichtet und durch seine fränkischen Soldaten niedergetreten

hatte; deshalb feiern ihn die Nachkommen der Sachsen, die heutigen Deutschen, als germanischen Kaiser und nennen ihn ihren großen Karl. Sie wollen sich ihn aneignen, wie sie alles an sich zu reißen suchen, was ihnen nützlich ist und was ihren materiellen Bestrebungen und ihrer schwerfälligen Eitelkeit günstig erscheint.

Der Verfasser kommt schließlich auf Grund seiner naturwissenschaftlichen, ethnographischen und geschichtlichen Untersuchungen zu dem Ergebnis, daß auch die ursprünglichen Bewohner des Elsaß von Anfang an echte Franzosen, d. h. Gallo-Franken gewesen seien. Unter den Nachfolgern Karls des Großen fiel Elsaß allerdings an Ludwig den Deutschen, aber das Land erhielt niemals eine Einwanderung deutscher Stämme von der andern Seite des Rheines; auch haben sich im Elsaß niemals längere Zeit deutsche Heere aufgehalten, die irgend eine Veränderung des Menschenschlages hätten herbeiführen können. Wie sollte sich also das gallo-fränkische Blut der Elsässer, worin das gallische vorherrschend war, plötzlich in ein germanisches verwandelt haben, und wie darf man die Behauptung aussprechen, daß die Elsässer deutscher Herkunft seien? Kappelin ist natürlich ein echt französischer Name! Zwar haben die elsässischen Großen, die Behörden und angesehenen Bürger während der siebenhundertjährigen Verbindung mit Deutschland die deutsche Sprache in Rede und Schrift angenommen; trotzdem hat das Elsaß stets seinen ursprünglichen Charakter, seine Selbständigkeit und seine Sonderinteressen bewahrt und sich bei seiner ausgesprochenen Unabhängigkeit, d. h. doch wohl bei seinem echt deutschen, engherzigen Partikularismus, niemals einem deutschen Stamme jenseits des Rheines angeschlossen.

Während der langen Zeit seiner Isolirung, sagt der Verfasser, hat das elsässische Volk nicht, wie die deutschen Stämme, die absolute Herrschaft seiner verschiedenen Fürsten slavisch getragen; selbst unter dem Regiment der Bischöfe von Straßburg und einiger besondern Herrscher und unter der Oberhoheit des Kaisers von Deutschland mußte es wichtige Freiheiten zu bewahren oder zu erwerben, und seine hauptsächlichlichen Städte regierten sich durch eigne Behörden. Thätiger und willensstärker als die Nachkommen der alten Germanen, behielten die Elsässer stets einen lebendigern Zug und ein kühneres Auftreten als ihre Nachbarn jenseits des Rheines, die sie nicht liebten, während sie lebhaft mit den Schweizern sympathisirten, deren Sitten und Einrichtungen am meisten den ihrigen entsprechen. Der Rhein ist die Grenze in geologischer, ethnographischer und geschichtlicher Beziehung; er trennte die Kelten von den Teutonen, die Franken von den Deutschen; er muß auch jetzt wieder die Grenzlinie zwischen Frankreich und Deutschland bilden. Pour le repos et le progrès du monde, so schließt der Verfasser, il faut revenir à cette grande tranchée, tracée par la nature, entre des peuples d'origines et de races différentes.

Die Eltern des Podagraß. Prof. Kunze in Karlsruhe verfolgt in Nr. 25 der Grenzboten einige „geflügelte Worte,“ darunter das „Vinum der Vater u. s. w.“ aus Fritz Reuters „Stromtid.“ Ich gebe dazu hier noch ein paar Zwischenglieder.

In Riets „Aller-Edelstem Raß Der Ganzen Welt,“ jener prächtigen Apotheose des Alkohols, die es trotz des moralischen Schlusses nun doch einmal ist — die Tinte wird freilich endgiltig als das Aller-Edelste Raß genennet — in diesem Büchlein findet sich (Frankfurt 1674, S. 106) folgende Stelle: „Kan auch jemand größere Schmerzen erdulden, als diejenige thun müssen, die von dem abscheulichen Podagra (welche schöne Tochter von ihrem dickbäuchichtem Vatter Bacchus, dem vielverjoffenem Wein-Gott ist erzeugt) werden geplaget?“

Wahrscheinlich kannte Rist die poetische Fassung des Gedankens. Hielt er es vielleicht nicht für angemessen, das Verslein dem Kurandor in den Mund zu legen, seinem ersten Freunde aus dem Elbschwanenorden, dem Herrn Conrectori der Saldrischen Schule in Altbrandenburg, Balthasar Kindermann? Die Spruchform bestand schon, war auch verbreitet, das zeigt Harssdörffers „Großer Schauplatz jämmerlicher Mord-Geschichten.“ Dort heißt es (Hamburgk 1666, S. 450 f.): „Pechio (ein Handelsmann zu Mailand, der mit einem vornehmen Herren in Feindschaft und Strittigkeit geraten) war ein Zipprianer, das ist, mit der schmerzlichen und fast unheilbaren Krankheit des Zipperleins beschaffet, welche man von Cypren oder der Venus Königreich benammet: weil dieselbe vielleicht nit die geringste Ursach darzu giebet, nach den gemeinen [d. i. den allbekanntem] bösen Reimen von einer bösen Sache:

Bacchus der Vater
Venus die Mutter
Ira die Hebamm
Zeugen Podagram.

Als nun dieser Zipprianer in seines Feindes Gewalt, hat er ihn in ein finstres und kleines Gefängniß zu stecken, und mit ein wenig harten Brot und stinkenden Wasser täglich abzuspeisen befohlen. So hat Pechio neunzehnen ganzer Jahr zugebracht, und bey solcher gezwungenen Mäßigkeit das Zipperlein niemals gespüret, auch nachmals, als er ledig worden, desselben befreit gewesen“ — ein recht probates Mittel, das aber wohl wenig Verehrer unter den Zipprianern finden dürfte. Daß „sich bald erzürnen viel Kranckheiten verursachet“ (Ira die Hebamm) schreibt auch ein braver Vater, Christoph Schorer, Phil. & Med. Doct. in seiner Information An Seine liebe Söhne (Ulm 1669, S. 31, § 11).

Zum Schluß noch eine Randbemerkung aus dem Exemplar der Harssdörfferschen „Mordgeschichten“ auf der hiesigen Universitätsbibliothek. Neben den „bösen Reimen von dieser bösen Sache“ steht, schon lange, wie die verblaßte Tinte zeigt, von ehrwürdiger Hand geschrieben der nicht eben klassische Hexameter:

Frigora, vinum, Venus podagranti corpora nostra.

Jena

Richard Hodermann

ver = klärt, — du hebst mich lie = bend

ritard.

p

Eine Schlimmbesserung bei Robert Schumann. Wem von den freundlichen Lesern käme beim Anblick dieser Noten nicht das Lied in holde Erinnerung, das Robert Schumann, es sind jetzt gerade fünfzig Jahre, als „Widmung“

Grenzboten III 1890

18

seiner Lieder Sammlung „Myrthen“ voranstellte, die er in seliger Stimmung „seiner geliebten Braut“ damals als Hochzeitsgeschenk entgegenbrachte? Das Lied wurde zuerst am 31. März 1841 öffentlich gesungen, in demselben Konzert, in dem sich der edle Meister mit seiner B-dur-Symphonie auch zuerst als Orchesterkomponist den gespannt lauschenden Zuhörern vorführte, und wie es damals, von Sophie Schloß ausdrucksvoll vorgetragen, gleich dermaßen ansprach, daß es wiederholt werden mußte, so hat es seitdem mit seinem süßen Zauber viele Tausend Menschenherzen erfüllt, daß sie ihm bis heute mit gleicher Liebe zugethan geblieben sind. Die oben stehende Stelle ist getreu nach der ursprünglichen Ausgabe wiedergegeben. Sie vergegenwärtigt den sinnigen Zug, wo aus dem Mittelsatz des Liedes in B-dur wieder in die Haupttonart A-dur eingemündet wird. Die Singstimme und die obere Töne der Begleitung bilden mit dem eis und seiner enharmonischen Verwechslung nach des die Vermittelung des Übergangs; die Mittelstimmen a und e verschwinden, das a des Basses geht nach b, und die Dominante es tritt wieder geheimnisvoll in ihre frühern Rechte ein. Natürlich muß hier die Oberstimme etwas heller als die übrigen Stimmen ertönen; nimmt die Begleitung die vorgeschriebene Klangabstufung für die drei letzten Akkorde vor Eintritt der wechselnden Vorzeichnung und die vorgeschriebene geringe Verzögerung des Tempos, der vielleicht eine kaum merkbare Pause folgen kann, gehörig wahr, so wird die wunderbare Wirkung des Überganges nie ausbleiben. Fünfzig Jahre lang, wie gesagt, hat sich nunmehr diese Wirkung erhalten.

Siehe, da kommt ein Weiser aus dem Morgen- oder Abendlande, mit Namen Siegfried Dohs. Der bringt die eben ins Auge gefasste Stelle mit „einem bisher unbemerkt gebliebenen Druckfehler“ in Verbindung und nennt auf Grund seiner Forschung den Übergang siegesicher einen „sehr schroffen und ungeschickt klingenden.“ In dem Autograph des Liedes, das als Stichvorlage gedient habe, sagt er, habe Schumann „in unendlich feinsinniger Weise“ anders geschrieben. In den drei letzten Akkorden der Begleitung stehe nicht mehr a, sondern gis, und im folgenden Takt erscheine ein Zusatz von einem Viertel es-g, sodasß sich der Übergang in der rechten Hand der Begleitung so darstelle:



Der Unterschied, glaubt er, sei sinnfällig genug, um jedes weitere Wort überflüssig zu machen.

Nach dieser Lesart bleibt also die Oberstimme wie bisher, die Mittelstimmen e-gis gehen parallel eine halbe Stufe tiefer nach es-g, die linke Hand bleibt gleichfalls. Ob der Zutritt des gis als großer Septime zu dem A-Dreiklang und dann der Parallelschritt zweier großen Terzen, ob der Schritt e-es, der sich mit dem Bass a-es kreuzt, wirklich vorteilhaft für den Übergang sei, das soll nicht zum Streite werden. Aber wenn Herr Dohs in der ersten Lesart einen sehr schroffen, ungeschickt klingenden, in der zweiten Lesart einen in unendlich feinsinniger Weise gestalteten Übergang erblickt, so muß es Wunder nehmen, daß er den vermeintlichen Druckfehler als „an sich nicht von schwerwiegender Bedeutung“ ansieht; das wäre doch, dem von ihm zum Ausdruck gebrachten Gegensatzes gemäß, ein das herrliche Lied außerordentlich schändender Druckfehler! Und der sollte bisher unbemerkt geblieben sein?

Er ist es in der That geblieben. Schumann selbst hat ihn nicht bemerkt, auch Clara Schumann nicht. Es ist auch gar kein Druckfehler. Glaubt Herr Dohs wirklich, wenn der Unterschied der beiden Lesarten so haarträubend wäre, wie er ihn schildert, daß Schumann den vermeintlichen Fehler nicht sofort auf den Platten hätte tilgen lassen, und daß Frau Schumann, die in der großen Gesamtausgabe die Lesart gerade so wiedergibt, wie sie in der Originalausgabe steht, ihn so ganz außer Acht gelassen hätte?

Sagen wir einmal Stichfehler statt Druckfehler. Stichfehler der Art, daß ein Notenkopf statt eines andern falsch gesetzt wird, kommen häufig vor, zumal wenn ein Afford mehrere Male gleichmäßig nach einander erscheint (wie oben der A dur-Afford); Stichfehler der Art dagegen, daß Noten, für die doch der Platz allenthalben punktiert wird, ganz unbeachtet bleiben, laufen den Stechern sehr selten unter. Schon nach rein technischer Seite hin betrachtet, wäre der Ausfall jenes es-g ganz unwahrscheinlich. Nun muß man aber wissen, daß Schumann die Korrekturabzüge sehr sorgfältig durchsah; wie hätte er also gerade bei einer so empfindlichen Stelle wie der in Rede stehenden nach seinen eigensten Worten „Bretter vor den Augen haben sollen“?

Das Rätsel löst sich sehr einfach. Komponisten und Schriftsteller ändern und feilen bekanntlich bis zum letzten Augenblick an ihren Produkten, um sie so vollendet wie möglich in die Öffentlichkeit zu bringen. Die Herren Stecher und Setzer ärgern sich oft schwer über die nachträglichen Korrekturen, auch die Verleger; jenen stören sie oft die vorher wohlbedachte Anordnung, diesen kosten sie oft schweres Geld. Unter den Komponisten waren es besonders, wie der Verfasser dieser Zeilen aus persönlicher Erfahrung weiß, Mendelssohn, Schumann und Hauptmann, die unermüdet bis vor Thoranschluß feilten; Mendelssohn kam bisweilen selbst noch in die Stecherei, um gleich nach mündlicher Angabe und schon während des Druckes der Noten noch eine Note oder ein Vortragszeichen abändern zu lassen. Hat nun im vorliegenden Falle die Stichvorlage eine andre Lesart als der Reindruck, so hat eben Schumann die Änderung auf dem Revisionsabzug vorgenommen, wie in der That der Fachkennner in den ersten Drucken die Korrekturspuren, die die Tilgung der beiden Noten es-g hinterlassen haben, noch erkennen kann. Sieht sich Herr Dohs weiter um, so wird er auch bei Schumann noch mancherlei derartige Fälle vorfinden. Die Erfahrung ist demnach die, daß das Autograph nicht immer den letzten Willen des Komponisten oder des Schriftstellers kund thut. Wer so sieges-sicher auf das Autograph pocht wie Herr Dohs, kann dabei leicht sehr irre gehen.

Übrigens hat sich auch Clara Schumann zwar dahin vernehmen lassen, daß das gis richtig sei, aber über den Zusatz des es-g, der dann gar nicht zu umgehen wäre, hat sie sich ausgeschwiegen. Das hat aber nichts auf sich: sie hat in der Gesamtausgabe den endgültigen Willen ihres Gatten richtig wiedergegeben, und das genügt.

Der Leser aber möge sich nicht beirren lassen, wenn noch öfters derartiger blinder Lärm geschlagen werden sollte. Unsere großen Musikalienhandlungen sind heute gewissenhaft genug, daß nichts geschehe, was die Rechte der Komponisten schädigen könnte. Mithin bleibt es bei der Lesart, die oben gegeben und die gegen alle Anzweiflungen unerfahrener Personen gesichert ist.